

Oliver Schultz

Grenzgänge

Wie Bilder Differenzen schaffen – und wie sie sie überwinden



(Abb.: Mila Obradovic, o.T. (Kleine gelbe Figur), 29,5 x 42 cm, Wasserfarbe und Bleistift auf Papier)

Dieses Bild zögert nicht. Sofort fällt einem diese schwarz auf weiß gesetzte Pinselspur ins Auge. Mitten durch das Bild geht sie und trennt es in zwei Hälften. Ein Zeichen, das kaum kraftvoller sein könnte. Ein Zeichen wofür? - möchte man sogleich fragen. Doch ein Bildzeichen braucht nicht die unmittelbare Übersetzung in eine Interpretation. Anders gesagt: Manchmal führt angesichts von Bildern gerade das Beharren auf dem, was man sieht und nicht der schnelle Wechsel zu dem, was man versteht, zu erstaunlichen Einsichten.

Das erfordert eine gewisse Geduld. Bleiben wir einen Moment lang bei dem, was wir sehen. Diese schwarze Farbspur ist ein hervorragendes Beispiel für die rein visuelle Kraft von Bildzeichen. Sie ist ein ebenso schlichtes wie unübersehbares Ereignis. Hier statuiert sich die malerische Geste als solche. Man sieht am Verlauf der Farbe, dass sie am oberen Bildrand tiefschwarz begonnen hat und dann, kraftvoll aber auch beweglich, vielleicht unsicher, den Pinsel nach unten geführt hat, wo die Farbe etwas blasser wird. Es ist alles andere als eine mit dem Lineal gezogene Gerade. Diese schwere Linie zeigt Malerei als reine *Handlung* – als von Hand hergestelltes Tun. Um diese Schwärze kommt man nicht herum. Sie springt ins Auge. Und teilt das Bild im Nu in zwei Seiten. Das Weiß auf ihren beiden Seiten wirkt

angesichts dieser Schwärze um so weißer, um so leerer. Und um so größer ist die Aufmerksamkeit für das wenige, das in dieser weißen Leere sichtbar wird: Eine Schriftspur auf der linken und eine kleine gelbe Figur auf der rechten Seite.

Diese Schrift. Sie erscheint gut leserlich, jedes kleine Auf und Ab der Schrift ist gut erkenntlich. Und doch ist sie unbegreiflich. Ich vermag kein Wort zu entziffern. Einzelne Buchstaben schon. Ein o ist da zu erkennen, und immer wieder ein n und auch ein m. Doch zu einem Satz oder einem mir zugänglichen Gedanken fügt sich da nichts zusammen.

Ich muss an die Malerin des Bildes denken. Mila Obradovic stammte aus Serbien. Die letzten Jahre ihres Lebens, als ich sie in einer meiner Kunstgruppen kennen lernte, sprach sie kein Deutsch mehr. Damit erging es ihr wie so vielen anderen alten Menschen mit Migrationserfahrung. Sie vergessen die oftmals erst spät im Leben gelernte deutsche Sprache und verständigen sich nur mehr in ihrer Muttersprache. Weil aber ihr Umfeld diese Sprache nicht spricht erfahren sie wachsende Isolation und Fremdheit. Und wenn dann noch eine Demenz hinzukommt, verdoppelt sich diese Fremdheitserfahrung. (1)

Mila Obradovic bekümmerte das scheinbar wenig. Sie redete serbisch mit mir, ignorierte mein ratloses Unverständnis, ließ sich dadurch nicht beirren in ihrer regen und ausdrucksvollen, lebensfrohen Mitteilsamkeit. Und das sieht man auch in ihren Bildern. Sie hat in ihren letzten Lebensjahren ein beachtliches Werk hervorgebracht. (2) Jenseits aller Sprachbarrieren ermöglichten ihre Bilder eine ganz eigene Form der Verständigung. Eigenartigerweise. Denn es fällt mir bis heute schwer, zu sagen, worum es in diesen Bildern geht, wovon sie handeln. Aber heute wie damals denke ich: Das ist auch gar nicht notwendig. Es ging um die Geste des Malens, die von Detail zu Detail, von Bild zu Bild zu sagen schien: *Ich, Mila Obradovic, war hier. Ich habe das gemacht.*

Und tatsächlich, wenn ich diesen mit Bleistift kraftvoll geschriebenen Schriftzug anschau, dann sehe ich wieder ihre stets unruhigen, knorrigen Hände vor mir und wie sie in der für sie typischen Beharrlichkeit um jeden einzelnen Buchstaben gerungen hat beim Schreiben, um jede sichtbare Spur beim Zeichnen. *Was* sie geschrieben und gezeichnet hat - es bleibt rätselhaft, fremd. Und dennoch bleibt es nicht bei dieser Fremdheit. Etwas zeigt sich. Deutlich – aber zugleich unverständlich. Kraftvoll – aber zugleich auch verletzlich.

Und ebenso gleichzeitig kraftvoll und verletzlich erscheint mir auch jene Figur auf der rechten Seite des schwarzen Pinselstrichs. Klein, aber bestimmt ragt sie ins Bild. Ist so einfach in ihrer Darstellung! Ein paar gebogene gelbe Pinselstriche nur, ein paar Bleistiftstriche noch – und schon steht sie da, diese kleine Gestalt mit abstehenden Haaren, mit langen goldenen Ohrringen vielleicht, und schaut mit weit aufgerissenen Augen aus dem Blatt heraus. Neugierig? Erschrocken über das, was sie sieht? Wie auch immer wir ihren Blick empfinden – sobald wir sie sehen, haben wir Blickkontakt mit ihr. Und sie mit uns. Sie schaut uns an, weil wir sie ansehen. Wie erstarrt schaut sie herüber aus dem Bild zu uns.

Die Elemente des Bildes sind von größter Schlichtheit: Ein grober schwerer schwarzer Pinselstrich, ein säuberlich verfasster Schriftzug, eine mit wenigen gelben Strichen skizzierte

Figur. Und doch entfaltet das Bild eine immense Wirkung. Erscheint nicht die kleine Figur neben diesem schweren mächtigen Strich noch kleiner, noch verletzlicher? Und wirkt nicht auch ihr aus dem Bild gerichteter Blick in der Nachbarschaft dieser mächtigen, schwarzen Barriere um so zarter, um so stummer? Als könne sie nur mehr das: Da stehen und schauen. Und dennoch ist sie da. Wie ein leibhafter Einwand gegen alle Fremdheit, Kleinheit, Verletzlichkeit. Ich stehe hier. Ich sehe dich. Ich leuchte.

Die Versuchung einer allegorischen Deutung scheint auf. Die kleine Figur als Selbstporträt der Malerin, ja als Sinnbild eines Menschen mit Demenz. Eingeschränkt. Eine klare Abgrenzung scheint hier am Werk. Das scheint dieser schwarze Balken zu symbolisieren. Und auch dies: dass diese eingeschränkte Lebenswirklichkeit Menschen mit Demenz nur wenig Spielraum gibt. Sie klein hält. Angesichts dieser machtvollen Barriere, die ganz und gar unüberwindlich ist, wirkt diese Figur ohnmächtig, und schwach. Und: Allein. Einzeln. Abgeschottet und abgegrenzt.

Kaum haben sich diese Überlegungen artikuliert, regt sich Widerspruch. Ein Bild wie dieses in Worte oder gar eine Beschreibung des Gemeinten zu übersetzen ist schwierig. Will sagen: wirkt oftmals unangemessen. Da wird dann etwas hineingelesen und interpretiert, was ein Bild nicht sagen will oder sagen kann. Und so sollte es auch sein. Was hier als Bild erscheint, will Bild bleiben. Es mag sich auf eine Realität beziehen, die mit der Lebenserfahrung von Menschen mit Demenz zu tun hat. Vielleicht zeigt sich hier wirklich die Erfahrung einer Abschottung. Doch eine bloße Illustration oder Nachbildung ist dieses Bild dennoch nicht. In seiner Imagination ist jedes Bild immer mehr und anders als die Realität, die wir in es hineinlesen. Gerade die Schlichtheit dieses Bildes - ein paar Striche, ein paar Bleistiftspuren nur - macht diese Differenz unmissverständlich deutlich.

Und dennoch. Diese Andersheit des Bildes ist nicht abgeschlossen, bildet keine unüberwindliche Grenze zwischen sich und uns. Sie ist nicht wie jene schwarze Barriere, die das Bild in zwei Hälften schneidet. Das Bild selbst ist alles andere als jene Barriere, die es zeigt. Und zwar schlicht deswegen, weil es sich zeigt und weil wir es anschauen können. Dadurch überwindet es jene Differenz, die zwischen der Imagination des Bildes und dem Sein der Wirklichkeit besteht. Man könnte auch sagen: die Differenz zwischen dem Schein des Bildes und dem Sein der Wirklichkeit. (3) Durch seine Sichtbarkeit – so rätselhaft diese auch sein mag - bietet sich das Bild unseren Blicken an. In aller Ruhe.

So wie diese kleine gelbe Figur, deren Blick wir ruhig und unbeirrt auf uns spüren. Und vielleicht verkörpert sie, wie sie da so unbeirrt steht, vor allem dies: die vertrauensvolle Geste des Bildes als solches. Die Figur steht da und schaut auf uns. Das Bild zeigt sich und schaut auf uns. Gelassen gegenüber uns und dem, was wir in ihm sehen, was wir bei seinem Anblick empfinden, was wir vielleicht dazu zu sagen haben.

So hat sich im Laufe meiner Überlegungen ein eigenartiger Zustand ergeben. Da ist zum einen die Einsicht, dass ein Bild etwas fundamental anderes darstellt als unsere Wirklichkeit es ist. Eine unsichtbare Grenze trennt beide voneinander. Jedoch können wir diese Grenze

müheless überwinden, indem wir ein Bild betrachten und indem wir aus einem Bild heraus betrachtet werden. Eine Grenze, die zugleich trennt und verbindet. Ein Balanceakt. Ein Grenzung, durch den die Differenz zwischen Bild und uns zugleich sichtbar und zur Ursache für eine intensive Verbindung wird.

- (1) Zur Frage der Demenz und Migrationserfahrung s. R. Gronemeyer, J. Metzger, V. Rothe und O. Schultz (2017): Die fremde Seele ist ein dunkler Wald. Über den Umgang mit Demenz in Familien mit Migrationshintergrund. Gießen: Psychosozial-Verlag.
- (2) Das hier besprochene Bild ist dem Buch von Oliver Schultz: „Blickwechsel. Die Kunst der Demenz“ (Edition Faust) entnommen. In dem Buch sind mehrere Bilder von Mila Obradovic zu sehen.
- (3) Die nächste Ausgabe von demenz: das Magazin wird sich dem Thema Teilhabe widmen und damit gleichsam dem Gegenbegriff zur Ausgrenzung. Dann wird es an dieser Stelle um Bilder gehen, die diese Grenze zwischen Sein und Schein zum Verschwinden bringen wollen.